

Alexander Schimmelbusch **DIE**
MURAU
IDENTITÄT



Das Buch:

Am 12. Februar 1989 starb der legendenumwobene Schriftsteller Thomas Bernhard in Oberösterreich. Die Öffentlichkeit erfuhr erst Tage später von seinem Tod, nachdem er bereits auf dem Grinzinger Friedhof in Wien beerdigt worden war. So lautet zumindest die offizielle Version.

In Wahrheit war sein Tod, wie alles andere in seinem Leben, eine Inszenierung, die er in diesem Fall von New York aus verfolgte, wo er sich unter strengster Geheimhaltung einer experimentellen Antikörperbehandlung unterzogen hatte, um sich von seiner lange für unheilbar gehaltenen Autoimmunerkrankung zu befreien. Zur Rehabilitation buchte er sich ins Plaza ein, unter dem Namen Murau, Franz-Josef, terrorisierte den Roomservice und las im Bett seine Nachrufe. Er wusste, er war entkommen, seinem Ruhm, seiner Heimat, seinen alten Geschichten. Es war Zeit, ein neues Leben zu beginnen.

Der Autor:

Alexander Schimmelbusch, Österreicher, geboren 1975, wuchs in Frankfurt am Main und in New York auf und studierte an der Georgetown University in Washington. 2009 wurde sein Roman *Blut im Wasser* mit dem Preis der Hotlist ausgezeichnet. Arbeit als Journalist unter anderem für *Die Welt*, *Der Freitag*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Cicero* und *Architectural Digest*. Er lebt in Berlin.

Alexander Schimmelbusch **DIE**
MURAU
IDENTITÄT

Roman

**MET
ROL
IT**

Alle hier beschriebenen Personen und Ereignisse sind frei erfunden beziehungsweise mit den Mitteln der Kunst in Szene gesetzt. Das gilt insbesondere für jene Figuren, die bekannten Persönlichkeiten nachgezeichnet oder nach ihnen benannt wurden.

FEBRUAR 2014

Zwei

Die 777 der Austrian Airlines war auf den Namen *Dream of Freedom* getauft, wie ich beim Einsteigen gesehen hatte, sodass ich entgeistert den Kopf schüttelte, als ich mich zum Refrain von Falcos *Jeanny* auf 1c niederließ. Der Name wäre vielleicht akzeptabel gewesen bei einer Fluglinie aus einem der Staaten des ehemaligen Ostblocks, um die Erinnerung an den ehernen Würgegriff der kommunistischen Diktatur am Leben zu erhalten, aber im österreichischen Kontext? Was hatten sich die Verantwortlichen dabei gedacht? War das einfach nur harmlos-abgedroschene Airline-romantik, die grenzenlose Freiheit über den Wolken et cetera? Sollte damit die Legende von Österreich als erstem Opfer der Nazis perpetuiert werden? Sollte mit diesem Namen siebzig Jahre nach Untergang des Dritten Reiches der Traum einer Befreiung des Vaterlandes aus der Dauerrepräsentation österreichischer Schande in die Welt hinaus getragen werden? Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass ich auf dem Weg zum Gate

nach Leuchtreklamen für Tafelspitz und Wiener Schnitzel an einer Plakatwand vorbeigelaufen war, auf der für die Bordellkette Babylon geworben wurde, die im Transitbereich eine Filiale unterhielt, mit Nacktfotos von Teenagern, wie um die blutjunge moldawische Prostituierte als urösterreichische Spezialität zu präsentieren: War der Name *Dream of Freedom* möglicherweise als zynischer Kommentar zur Lage von gewaltsam am Wiener Flughafen festgehaltenen Zwangsprostituierten zu verstehen?

Mit der Aussicht auf sattes Trinkgeld hatte ich meinen Taxifahrer zur Eile motiviert, um mir noch alle Zeitungen kaufen zu können, denn auf das Zeitungsangebot bei Austrian ist kein Verlass, meist fehlt die *Süddeutsche*, auf die Frage nach der *New York Times* erntet man ein mitleidiges Kichern, und ich unterdrückte das Verlangen, mich an Bord erstmal mit dem Burgenländer Riesling zu befassen, den die Stewardessen als Teil einer Gourmetoffensive anpriesen, um mich in die zahlreichen Beiträge zu Bernhards Todestag zu vertiefen.

Während die *Welt* mit ihrem charakteristischen Fokus auf monetären Erfolg Bernhard in erster Linie aufgrund der in den vergangenen Jahren exponentiell angestiegenen Verkaufszahlen insbesondere seiner späten Romane Respekt erwies, ließ ein greiser Literaturredakteur der *Zeit*, seinen Arbeitgeber ohne erkennbare Ironie als Bernhards *journalistische Heimat* anpreisend,

ein weiteres Mal die müde Suada vom Übertreibungskünstler anklingen, vom *Theatermacher*, *Weltverbesserer* und *Geschichtenzerstörer*, von irgendwelchen Begriffen also, die Bernhard irgendwann einmal so dahergesagt oder dahingeschrieben hatte, möglicherweise nach fünf oder sechs Vierteln und also bereits in betrunkenem Zustande, und die von der blassen Garde hauptamtlicher Bernhardexegeten in der Folge durch beharrliche Wiederholung auf Schlagworte reduziert worden waren.

Während die *Frankfurter Allgemeine* den Siegeszug Bernhards in Asien und Amerika nachzeichnete (in Japan führte *Auslöschung* die Bestsellerlisten an, in neuer Übersetzung von Ōe, und in L. A. war unter Regie von El Schnabuloso eine Verfilmung desselben Titels in Arbeit), hatte der *Freitag* eine Sensation zu bieten: Nach aufwendiger Recherche hatten Reporter des Blattes mehrere Zeuginnen ausfindig gemacht, die dem kolportierten Zerrbild Bernhards als asexuellem Geistesmenschen entgegentraten. In Palma beispielsweise hatten sie mit der aparten Erbin der mallorquinischen Parfümerieinhaberdynastie Cañellas Bekanntschaft gemacht, die offen erzählte, dass der wahre Anlass von Bernhards ständigen, angeblich dem Schreiben dienenden Reisen nach Mallorca eine langjährige Liebesbeziehung mit ihrer Mutter gewesen war. Noch auf dem Totenbett hatte diese immerzu von Tomás gesprochen, von denkwürdigen Oktobertagen, an denen sie mit der

Riva in der Cala Tuent vor Anker gegangen waren, an denen Tomás sie mit Jamón Ibérico gefüttert und danach mit glänzenden Kuppen filigraner Dichterfinger fachkundig zum Höhepunkt gebracht hatte.

Die *New York Times* schließlich trauerte auf einer Doppelseite dem geplanten New-York-Roman hinterher, den Bernhard nie geschrieben hatte, *during a meeting with his publisher in late 1979 at Bernhard's alpine fortress*, so das Blatt, *where the two of them would usually proceed to get lit up on a local pear wine reputed to have hallucinogenic qualities*, Bernhard broached the subject of staying at the Plaza for eight months, on his publisher's dime, in a small room on the top floor, where he planned to write his Gotham epic, ein Vorhaben, das aus Kostengründen nicht zur Verwirklichung gekommen war. Die *Times* sah in diesem Versäumnis eine Tragödie ungeheuren Ausmaßes, man müsse sich nur vorstellen, was entstanden wäre, wenn Bernhard *Holzfällen*, seine klassische Großstadtprosa über die degenerierte Kulturschickeria, nicht in Wien, sondern in New York hätte spielen lassen, *in a pre-Gekko Manhattan run by writers and heiresses* und also nicht im Bräunerhof, sondern im Plaza, nicht auf dem Graben, sondern im Elaine's an Tisch 8 *getting drunk on Bourbon with Gaddis and Woody Allen*, so das Blatt, *idly bantering with Capote at Bobby Van's in Bridgehampton over ice-cold bottles of oaky Napa Chardonnay*.

Auf Id mir gegenüber saß an diesem Tag ein ehe-

maliger österreichischer Bundesminister, der in seiner heimischen Wörtherseeregion schon als junger Mann für seine schönen Haare berühmt gewesen war. Nach einem Besuch beim Chirurgen wirkte er männlicher als zuvor, aerodynamischer, ehrlicher sogar, er trug einen Pullunder aus Vicuña von Loro Piana, er las *Die Totentrompeten von Omarska*, während er mit der Zungenspitze die Creme aus einer Schnitte Malakofftorte herausleckte. Im Jahr zuvor war ihm ein unternehmerischer Coup mit der Markteinführung der Haidersalami gelungen, die er in Serbien aus Eseln drehen ließ und deren Popularität ihm erlaubt hatte, sich finanziell endgültig von seiner betagten Botoxgattin zu emanzipieren.

Ein Trommelwirbel kam über die Lautsprecher und die Stimme des Kapitäns war zu hören, während der Minister sich am Stehpult vor der klimatisierten Tortenvitrine positionierte, es sei ein ruhiger Flug zu erwarten, im Himmel sei es heute sanft und lieblich wie in der südlichen Steiermark, aber erstmal wolle er die Aufmerksamkeit der Herrschaften auf den feschen Kärntner vor der Tortenvitrine lenken, den zu fliegen man heute die Ehre habe und der sich dazu bereit erklärt habe, aus Anlass des exklusiv den Business-Kunden der Austrian vorbehaltenen *sneak preview* der Bernhardtorte eine kurze Ansprache zu halten, mit freundlicher Unterstützung von Red Bull, Babylon und der Israelitischen Kultusgemeinde, wobei die letzten zwei Wörter von einer Woge des Applauses verschluckt wur-

den, in den sich auch die Insassen der Holzklasse, die das Geschehen auf ihren Bildschirmen verfolgen konnten, rauschhaft hineinsteigerten.

Der Minister ließ seine Augen zufallen, seine Haare schimmerten nussbraun im Licht eines Punktstrahlers, der auf sein Gesicht gerichtet war, seine Stimme klang wie die eines verliebten Chefarztes, während er leise vor sich hin lachte, bis der Jubel auf den billigen Plätzen langsam abzuebben begann. Naturgemäß sei ihm peinlich, begann er dann, sich derart in den Vordergrund zu rücken, er wolle nicht unbescheiden wirken, nicht den Eindruck erwecken, ungebührliche Nähe zu einem Nationalheiligtum herstellen zu wollen, einem Alten Meister, dem ohne Zweifel größten Österreicher der Nachkriegszeit. Dass dieses Urteil einmal anders ausgefallen war, könne man sich heute nicht mehr vorstellen, dass Bernhard als Nestbeschmutzer beschimpft worden war, als Ausländer, Sodomit und Schmarotzer, dass alte Frauen auf der Straße mit Regenschirmen und Krücken auf ihn eingepöbeln hatten, dass wildfremde Wiener Bürger ihn im Kaffeehaus angeschrien hatten, dass er vergast gehöre, *vergast*, wiederholte der Minister, um seiner Argumentation Nachdruck zu verleihen, aber dies sei eben Tradition in Österreich, wo die späteren Heiligen zu ihren Lebzeiten schon immer mit Hass verfolgt worden seien, eine ewige Regel, die das Leben ihm selbst schon in früher Kindheit zu verstehen gegeben habe.

Er wolle nicht unbescheiden wirken oder den Intellektuellen markieren, er wolle daher auch keine Parallele zwischen dem literarischen Stil Bernhards und der Konditortechnik des Kegels ziehen, zwischen lustvollen Kaskaden aus Wiederholungen und hauchdünn umeinandergespritzten, bitterbösen Zuckerbiskuitschichten, sagte der Minister, aus denen zunächst ein schlanker Tubus entstehe, bevor sie von kosovarischen Konditorinnenfingern so lange manipuliert würden, bis sie nach oben hin zusammenliefen, sodass sich der Geschmack der Torte zu ihrer Spitze hin spürbar intensiviere.

Obwohl die Ertragskraft seiner Salami ihm ein gewisses Maß an kulturellem Engagement erlaube, wolle er sich mitnichten als Ermöglicher der Bernhardtorte profilieren, die seine Hilfe gar nicht nötig habe, der seine Salami, ebenso wie dieser die Mozartkugel, aber doch zweifellos den Weg geebnet habe. Denn die Frage sei doch gewesen, ob neben der Kugel überhaupt noch Platz für eine Salami war, auf welche er mit dem unaufhaltsamen Siegeszug derselben eine unmissverständliche Antwort gegeben habe, sodass sich wiederum die Frage, ob neben Kugel und Salami noch Platz für einen Kegel war, gar nicht erst ... An dieser Stelle setzte ich meine *noise cancelling headphones* auf und abrupt herrschte Stille. Ich wandte mich ab, aber die Kitzbühelvisage des Ministers hatte sich in mein Bewusstsein eingebrannt, sodass ich in die Tiefe starrte, auf die mondbeschienene Wolkendecke Kilometer

unter mir, um mich davon zu befreien. Als mir dies gelungen war, zog ich das Kuvert aus meiner Tasche hervor, um in den versiegelten Reiseberichten weiterzulesen:

Es sei Vorsicht geboten, sagte Bernhard, schon im Februar sei in Sóller mit *Zeit*-Redakteuren zu rechnen, mit sehnigen Gliedmaßen, mit wissenden Gesichtern, die stets in Gruppen anreisten, oft seien auch befreundete Soziologen, Studienräte und Therapeuten dabei, um das Aroma der wilden Orangen in ihre Lungen zu ziehen. Immer dann, wenn man sich in Sicherheit wähne, könne man Redakteure der *Zeit* nahen sehen, mit auch Jahre nach der tantrischen Rauchentwöhnung noch nervösen Fingerspitzen und den verräterischen zu langen Nägeln, die dem notorischen Journalistenlaster des geheimen Nasebohrens entgegenkämen. Es seien dieselben Nägel, sagte Bernhard, mit denen sich die Redakteure zur Brotzeit dann ein hartgekochtes hiesiges Hochlandei schälten, da wahrer Luxus in den einfachen Dingen liege, wie sie sich dächten, abends in den Betten, unter den handgewalkten Alpakadecken, während die Nacht sich senke über die Täler der Tramuntana, deren traurige Lieder sie doch so liebten, der sie sich

innig verbunden fühlten, wenn sie unter den Fenstern der Casitas ihre rahmengenähten Wanderschuhe stehen sähen, ihre *treuen Knappen*, wie sie dächten, sagte Bernhard, so würde es Handke formulieren.

Während Bernhard hier erwartungsgemäß zu einer halbherzigen Demontage seines alten Widersachers überleitete – gebe den Mann von Welt, obwohl er nicht in der Lage sei, über den Rand seines Tellers hinaus zu blicken, eines tönernen wohl, selbst getöpft in aller Wahrscheinlichkeit, auf dem möglicherweise eine karge Jause liege, eine rohe, gar nicht eßbare Flechte, an einem geborstenen Baumstamm entdeckt, neben den Gleisen des Vorortzuges, in den Wäldern an der Peripherie, und vom schwermütigen Dichter in der Nacht zuvor zwecks Verzehr in sein Yamamoto-Wildlederwams gesteckt, dazu einen schauerlichen Slowenenwein et cetera –, konnte ich über seine Schulter hinweg einen arabergrauen Mercedes anhalten sehen, vor einer gaudíesken Straßenbahnhaltestelle, ein Modell aus den 60ern, mit offenem Dach, mit dattelfarbenem Leder.

Eine junge Spanierin stieg aus dem Mercedes, der einer vom Hafen heranpolternden Tram den Weg versperrte, was deren greisem

Führer keinen Ärger zu bereiten schien, das Kreischen seiner Bremse war zu hören, in seinem franquistischen Soldatengesicht war das lüsterne Lupfen einer Augenbraue zu sehen. Sie zog einen kleinen Burschen von der Rückbank, der einen Seersucker-Anzug anhatte und, kaum auf ihrem Arm, seinen Kopf an ihre Brüste drückte, die in einem elfenbeinfarbenen Chanel-Cocktailkleid eingekerkert waren. Ich konnte die Augen der Spanierin sehen, tief wie das weindunkle Meer, über das ich mich als junger Mann mehr als einmal schwimmend vor dem militärischen Feinde in Sicherheit gebracht hatte – ich konnte mich nicht mehr bewegen.

»No wine before lunch«, hörte ich ihre Stimme, als sie unseren Tisch erreicht hatte, »we had an agreement, Tomás, I'm gone with the child and immediately you're drinking wine and talking nonsense«, sagte sie, aber schien nicht böse zu sein auf Bernhard, anzüglich rieb sie sein linkes Ohrläppchen zwischen Daumen und Zeigefinger. Ihre Augen erinnerten mich an die einer jungen Griechin, die ich gegen Ende des Krieges – ich fungierte als offizielle Liaison zwischen meiner Kompanie und einem örtlichen Bordell, die Legende ist bekannt – in der Hauptstadt

der Kykladen kennengelernt hatte. »And you, Mr. Publisher Man, I know many stories about you«, sagte sie und sah interessiert in mein Gesicht, das alt geworden war, wie ich mir dachte, und in die Breite gegangen, von vorn betrachtet waren meine Ohren nicht mehr zu sehen, denen die spezifische Zärtlichkeit, die gerade Bernhard widerfuhr, wie mir plötzlich bewußt war, noch nie zuvor zuteil geworden war. »I am Esmeralda«, sagte sie.

Aus meiner Starre ausbrechend, sprang ich auf, um ihr einen Stuhl anzubieten, ob sie einen Drink wolle, fragte ich, was sie von sich wies, gespielt indigniert, »We need to go buy fish, Tomás«, sagte sie, wobei sie »fish« wie »fiesh« prononcierte, wir müssten uns jetzt sofort auf den Weg machen, um den alten Fischer in der Cala Deià noch zu erwischen und ich leerte mein Glas, ließ ein paar Geldscheine auf den Tisch segeln und spürte kurz darauf den Wind in meinem spärlichen Haar, als Esmeralda den 300 SE – ich saß vorn, neben ihr – erst achtlos durch die engen Gassen warf und dann in Richtung Deià beschleunigte, wie eine gesengte Sau, wie man so schön sagt, auf einer leitplankenlosen Serpentinstraße.

Man höre durch die Weinreben, rief Bernhard von hinten, daß Handke in Bosnien gesichtet worden sei, mit dem Jet seines »reichen Freundes« sei er in Sarajevo gelandet, einer Quelle Bernhards im österreichischen Heeresnachrichtenamt zufolge sei er sofort in die Hügel hinaufgewandert, um an den Rändern der bauerlichen Streusiedlungen die Fährten der Biber zu lesen. Um dem Donner der Haubitzen vor auszulauschen. Nach Erkenntnissen der österreichischen Satellitenaufklärung, die auch in winterlicher Flockendiesigkeit hervorragendes Bildmaterial liefere, sei Handke an den morsch-gelben Planken der schneegeduckten Gehöfte entlanggeschlichen, die schlafende Stadt der Muselmanen im Tal nur eine Ahnung unter ihm, um der Wiederkehr des Mittelalters zu harren.

Er könne spüren, es sei eine Zumutung im Werden, er könne schon das sachte Streifen hören, das sanfte Streichen, rief Bernhard von hinten, das Bleistiftgeräusch des blinden Sehers, dessen Nachteil sei, daß er noch offiziell lebe, daß Handke also immer weiter- und weiter- und er selber gar nichts mehr schreibe, er habe nichts zu sagen gerade, auf eine sehr angenehme Weise. Auf einer Reise nach New York habe er sich vor kurzem mit

der Idee unterhalten, über seine Genesung zu schreiben, etwas Kompaktes wie »Wittgensteins Neffe«, über einen Monat im Plaza, den er zur Gänze im Morgenmantel verbracht habe, dessen Tage sich äußerlich nur wie die Seiten der *New York Times* voneinander unterschieden hätten. Statt dessen sei er immer den ganzen Tag lang spazieren gewesen, um sich am Abend im Elaine's ohne schlechtes Gewissen mit Gaddis an die Bar hängen zu können, er wisse, das sei riskant, aber Gaddis wisse alles, Gaddis habe ihn im Son Vida erkannt, »Bernhard«, habe er geflüstert, weiß wie ein Gespenst habe er sich an seinem Rueda festgehalten, sagte Bernhard.

»Look at the Dragon Head«, sagte Esmeralda, nachdem der Mercedes mit blockierenden Rädern auf dem Schotter des provisorischen Strandparkplatzes in einer Wolke aus Staub zum Stehen gekommen war, »look at the Swordfish, Mr. Publisher Man, you know Tomás was not used to this kind of fish, being an Austrian before he had mainly been exposed to boring sweet water fish, little lazy lake fish with no flavor to speak of and a stupid expression on the face like this«, sagte sie und zog ein österreichisches Binnenfischgesicht. Wir standen auf dem Strand der Bucht in einer

Schlange vor einem klapprigen Tisch, der unter der Last der Fische darauf zusammenzubrechen drohte. Esmeralda hatte ihre Schuhe ausgezogen, ihr Kleid war kurz, ein Wind kam herein vom Meer. Esteban presste seine Wangen gegen ihre Schenkel. Bernhard grüßte Michael Douglas, den Schauspieler, seinen Nachbarn hier in Deià, der einen Bastkorb Gambas gekauft hatte, eine Zigarette rauchte und einen dunkelgrünen Pullover anhatte, mit V-Ausschnitt, ohne Hemd oder T-Shirt darunter. Das Meer hatte eine leere Flasche Suntory-Whiskey auf den Strand gespült.

Hinter dem Tisch stand ein uralter Fischer aus Formentera, sein rundspantiges Holzboot hatte er im Seichten auf Grund laufen lassen. Der Mann arbeitete schnell und effizient, nahm die Fische aus, packte sie ein, er ließ beachtliche Summen unter seiner Schürze verschwinden. Räudige Katzen schlichen über die Felsen.

»Look at the Bluefin«, sagte Esmeralda, einen roten Thun, acht Kilo etwa, den der Fischer für sie in die *El País* einwickelte, »look at the Lizard Fish, Mr. Publisher Man«, der – wer sonst – Handke unter den Fischen, sagte Bernhard, zart von Statur, rabiát von Gemüt, aus der Familie der Geckenfische, der

deswegen einfach zu fangen, da sein Verhalten vorhersehbar sei, da er zum Beispiel dazu tendiere, elegisch und in geringer Tiefe durch die Halme der Seegraswiesen zu schweben, den Blick nach oben gerichtet, darauf erpicht, sich im Anblick des eigenen Abbildes auf der Unterseite der Oberfläche zu verlieren.

Auf der Terrasse des La Residencia, auf deren bestem Tisch an jedem Tag, ob er komme oder nicht, zum Lunch ein Schild mit den Worten »Reservado / Señor Murau« stehe, konnte ich meinen Blick kaum noch losreißen von Esmeralda, ich mußte mich unter Kontrolle halten, es durfte nicht sichtbar werden, daß etwas vorging in mir. Sie lief voraus, barfuß mit dem Bluefin, den sie an seinem Schwanz festhielt, bis sie ihn einer herbeieilenden Küchenhilfe überreichte: »The belly as Sashimi, the rest a la plancha«, sagte sie. Es war ein herrlicher Tag, eisblauer Himmel, aber achtzehn Grad sicher, auf einem dünnen Zweig einer Libanon-Zeder konnte ich, als ich meinen Kopf schließlich zur Seite drehte, eine mürrische Möwe sitzen sehen. Am Tisch schlug Bernhard die Weinkarte auf, Esmeralda zog Esteban den Krawattenknoten straffer, sie legte Bleistifte und Papier vor ihm nie-

der, auf das er ein Haus zu zeichnen begann, mit geradezu erschreckender Kunstfertigkeit für seine eineinhalb Jahre, und das er mit einer Struktur versah, die wohl einen Säulengang darstellen sollte – oder waren es Gitterstäbe? Über das Haus schraffierte er ein dunkles Rechteck, das ich als im Wind flackernde schwarze Fahne interpretierte.

Bei der Einreisekontrolle in JFK wurde ich aussortiert, mit festem Griff am Oberarm wurde ich in einen fensterlosen Warteraum geführt, von dem Verhörzellen abgingen. An der hinteren Wand saßen die Beamten leicht erhöht hinter übergroßen Applebildschirmen, auf deren Rückseiten Aufkleber mit der Aufschrift *Fuck Islam* befestigt waren, auf denen das *s* in *Islam* durch ein Hakenkreuz ersetzt worden war. Ich trat an einen der Schalter heran, um mich höflich nach der Wartezeit zu erkundigen, woraufhin der fettleibige Polizist mit sehr vollem Mund, aus dem wie Projektile kleine Bruchstücke Tortillachips flogen, *Sit the fuck down!* brüllte, und *Shut the fuck up, bitch!*

Neben seinem iMac hatte er einen Müllsack Doritos der Geschmacksrichtung *Menthol Bar-B-Q* positioniert, sodass er, ohne seinen Ellenbogen von der Tischplatte zu heben, kontinuierlich große Mengen Doritos in sich hineinschaufeln konnte, einer heimtückischen, mexikanisch angehauchten Knuspernahrung, mit der in Ame-

rika seit Jahrzehnten Milliardenträge erwirtschaftet werden. Während meiner Studienzeit in Washington hatte ich die zerstörerische Wirkung von Doritos auf den Amerikaner oft aus nächster Nähe beobachten können: Wie Heroin oder Crack verursachen Doritos sehr schnell eine schwere physische und seelische Abhängigkeit, wobei der Süchtige allerdings, anders als bei diesen herkömmlichen Drogen, nicht auf den berühmten *Schatten seiner selbst* reduziert wird, sondern bereits nach wenigen Wochen derart massiv zugenommen hat, dass er sich ohne fremde Hilfe nicht mehr fortbewegen kann.

Ich wollte den Beamten nicht provozieren, ich nahm Platz, um mein Verhör abzuwarten, Schäferhunde liefen an mir vorbei, ich sah eine stämmige Soldatin, die eine Pferdepeitsche in einer Hand hielt, die sechs Finger hatte – offenbar kam sie aus West Virginia. An den Wänden war die übliche offizielle Fotostrecke zu sehen: Obama mit Bankern, Obama mit Armen, Obama mit Muslimen, Obama mit Mexikanern, Obama mit den Soldaten, die Osama bin Laden getötet haben, Obama mit Jonathan Franzen, Obama in einer Weinbar vor einem Camembert und einer Flasche Gevrey-Chambertin.

In der schalldichten Zelle schlug mir die Verhörspezialistin zur Begrüßung mit voller Wucht ins Gesicht, was mich irgendwie geil auf sie machte, dann wurde ich an ein blechernes Gerüst geschnallt, das an das Stromnetz angeschlossen war. Sie trat nah an mich

heran, ich spürte die harten Brustwarzen unter ihrer Polyesterbluse, und als ich schon dachte, sie wollte mich küssen, zog sie mir eine Mütze über den Kopf, die einem Ku-Klux-Klan-Kopfschmuck ähnelte, aber offenbar aus einer amerikanischen Flagge gearbeitet war. Sie fragte mich, ob ich Moslem sei, Nazi oder schwul, ob ich Dealer sei oder Mexikaner, Neger oder Liberaler, Franzose, Jude, Kommunist oder Indianer, und ich sagte nein, ich bin Österreicher, *from Austria*, sagte ich, denn als Österreicher hat man in der Regel nur in der Schweiz Probleme.

Sie zog meine Hose herunter, sodass ich entblößt vor ihr stand, ihre Absicht war möglicherweise, mich zu demütigen, wie ich mir dachte, während ich durch die Schlitze in der Mütze ihr hübsches, schlichtes Gesicht betrachtete. Ich hatte gelesen, dass bei Verhören männlicher Inhaftierter zunehmend attraktive Frauen zum Einsatz kamen, da der Zeitgeist im Bereich der Folter weniger den Schmerz als die sexuelle Erniedrigung favorisierte, aber da war sie bei mir an der falschen Adresse, ich zeigte eine unbekümmerte Erektion, in Anbetracht derer die Beamtin verstummte, in die Knie sank und mich oral befriedigte, wenn auch mechanisch und ohne Hingabe, wobei sie verführerisch in eine der Kameras schielte.

Als ich ihr entkommen war, nicht ohne einen neckischen Stromschlag kassiert zu haben, herrschte kaum Verkehr, sodass ich trotz meiner vorübergehenden In-

ternierung eine Viertelstunde vor meinem Termin mit Esteban beim Österreicher in der Washington Street auf einem der unbequemen Barhocker von Thonet Platz nehmen konnte. Ich ließ mir eine Flasche Chardonnay Steinhof Reserve 2012 von Wienerer kommen, 2012 war in Wien ein denkwürdiges Jahr gewesen, die Weine zeigten Rohseide, Zahngold, Handschuhleder, einen Dialog von Knochen und gebackenem Pfirsich, der von kristalliner Mineralität moderiert wurde, und nach der unschönen Prozedur bei der Einreise wirkten die klaren Loos-Formen und fahlen El-Schnabuloso-Farben im Interieur des Österreichers auf mich wohltuend wie eine japanische Massage. Wie in Wien, dachte ich mir, wo man für den Preis eines Bieres im Kaffeehaus den ganzen Tag lang sitzen kann, nachdenken, alle Zeitungen lesen, kann man hier für ein paar hundert Dollar über einem Teller Knödel mit Kaviar vom artengeschützten Traunseestör Platz nehmen, unter einem großformatigen Bernhardporträt von El Schnabuloso, das Bernhard frierend zeigt, in der Nacht, im Winter, an einem spanischen Strand, in einem Trenchcoat mit Naturhornknöpfen, mit schwarzen Adern an den Schläfen, im Licht einer letzten Straßenlaterne.

Als Esteban eintrat, konnte ich gerade noch ein Prusten unterdrücken, jetzt sah ich die Ähnlichkeit: Er war seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, nur sah er viel besser aus, allerdings auf eher unseriöse Weise, als habe man Thomas Bernhard mit Julio Iglesias ge-

kreuzt – oder mit Zorro sogar. Er war pünktlich, was mir ungelegen kam, da mir gerade Gedanken an meine Exfrau durch den Kopf gingen, in meinen Chardonnay hinabblickend hatte ich mich an den Heiligabend erinnert, den wir beide hier verbracht hatten, als meine Frau noch nicht tausend Vorbehalte gegen mich entwickelt hatte, als sie mir noch auf meiner abstrakten Ebene Gesellschaft geleistet hatte, als sie zur Feier des Tages mit mir nach einer ganzen Flugente auf der getrüffelten Erdapfelwolke noch in einem der eleganten Waschräume hier verschwunden war, wie mir, als Esteban auf einem kalten Windstoß hereinwehte, gerade erst wieder eingefallen war. Er wich einem Kellner aus, er warf einen Blick zu seinem Vater hinauf, der einen nach Art der Mona Lisa an jeder Stelle des Raumes direkt anzusehen schien, bevor er mit deutlichem Widerwillen neben mir am Tresen Platz nahm.

Er könne dieses Lokal nicht ertragen, sagte Esteban, er komme nur deshalb her, da er gern österreichische Stimmen höre, obwohl er ja kaum etwas verstehe, obwohl die melodischen Stimmen der Bad Ischler Bardamen hier immer von jenen des degenerierten Pöbels überlagert würden, der sich in den letzten Jahren seines Österreichs bemächtigt habe, den Stimmen der Sammler vor allen Dingen: Russen mit debilen Kindergesichtern und vulgären Deutschen, die das Vermögen ihrer Großväter durchbrächten, um ihren seelischen und geistigen Defiziten eine, wie sie sich einredeten,

sagte Esteban, messerscharfe Zeitgenossenschaft entgegenzustellen.

Im Grunde hasse er diesen Laden, vor Kurzem sei er nichtsahnend auf ein Nightcap hier vorbeigekommen, er habe nicht schlafen können, er habe allein am Tresen sitzen und in die Leere starren wollen, aber sobald er das Lokal betreten hatte, sei ihm aus einer wogenden Menge ein Russe mit Kolchoservisage entgegengestürzt, um ihm eine Flöte Cuvée Sir Winston Churchill in die Hand zu drücken. Wenn ihn nicht alles täusche, sei es einer seiner Investoren gewesen, die man sich nicht aussuchen könne, auf jeden Fall sei es derselbe Sammler gewesen, der ihn schon am Nachmittag desselben Tages angerufen hätte, von Bord seiner hundert Meter langen Yacht, von Jeff Koons in der Form einer Quietscheente entworfen, nachdem er diese auf Höhe der West 11th Street auf dem Hudson hätte vor Anker gehen lassen: El Schnabuloso und er hätten auf einer der Terrassen des Palazzos in Wintermorgentmänteln gerade feierlich den Gong zur *cocktail hour* geschlagen, als sich diese neongelbe Perversion vor die über New Jersey untergehende Sonne geschoben habe. *Look at me! Look at me! Look at my fuckin' duck!*, habe der Russe geschrien, und natürlich habe er sofort aufgelegt, er könne sich gar nicht erklären, habe er sich entschuldigt, woher der Russe seine private Nummer gehabt habe, was Schnabel aber nicht habe gelten lassen, warum er mit Plebejern kommuniziere, warum er

sich mit Proleten assoziiere, habe Schnabel gefragt, sagte Esteban, das alles sei ihm unsagbar peinlich gewesen.

An jenem Abend vor ein paar Tagen habe es beim Österreicher mal wieder etwas zu feiern gegeben, das *furiose Vabanquespiel* eines *Schweizer Sammlerdarlings* diesmal, der gerade das Opening seiner ersten Einzelausstellung *Death on Demand* bei Gagolian hinter sich gebracht hatte – ich erinnerte mich, seine Ausstellung in Wien vor ein paar Jahren, als er noch mit Sperma arbeitete, hatte ich in einem einer befreundeten Redakteurin zuliebe geschriebenen Artikel für die Lifestyle-Beilage der *Financial Times Deutschland* als *vom reinigenden Feuer der Sinnlosigkeit beseelt* gefeiert, ohne die Ausstellung gesehen zu haben –, das *fulminante Masturbatorium* eines *subversiven Superstars*, sagte Esteban, der sich in seiner Arbeit auf das Sterben konzentriere, wie er am nächsten Tag im *New York Observer* gelesen habe, über das der *Sammlerdarling* aber nicht nur nachsinne oder sinniere, sondern das er in seine Arbeit radikal integriere, das sei das Neue, dem *Observer* zufolge inszeniere er *emanzipatorische Selbstmordanschläge*, die Bedingungen seien derzeit ideale: immer mehr Depressive, immer mehr Arme, dazu die visionäre Kraft des Schweizer Gesetzgebers, dessen Legalisierung der Tötung auf Verlangen diesem *sybillinischen Seismografen* elegant die der *snuff art* traditionell inhärenten moralischen Fragen auszuhebeln erlaubt habe.

Auf ihn habe das alles nie eine Anziehungskraft ausgeübt, sagte Esteban. Obwohl er mit sechzehn unter Pseudonym auf Katalan einen Band Erzählungen veröffentlicht hätte, der mit einem renommierten Preis ausgezeichnet worden sei, habe er ein Dasein als Künstler nie ernsthaft in Erwägung gezogen, was sein Vater ihm ohne Zweifel als ungebührliche Arroganz ausgelegt habe. Er habe sich aber nicht helfen können, er könne den ganzen Vorgang nicht ernst nehmen, diesen Drang, sich zur Schau zu stellen, sich mit Publikum gemein zu machen, die schonungslose Darbietung eigenen Unvermögens als souveränes Ausloten epochalen Scheiterns und so weiter, das sei ihm schon immer zuwider gewesen.

Er sei immer wieder fassungslos darüber gewesen, dass sein Vater ihm keinerlei Respekt entgegenbringen könne, obwohl er ja Unmengen an Geld verdiene und dies ganz allein, völlig ohne Mitarbeiter, die Vorzimmerdamen habe er nur eingestellt, da er einsam sei und völlig ohne Infrastruktur, gelegentlich sogar hier beim Österreicher, denn so unerträglich es hier auf ersten Blick auch scheine, sei es andererseits ein idealer Ort zum Arbeiten, zumindest an Nachmittagen, wenn das Lokal noch leer sei, wenn der Pöbel noch nicht aus seinen parkdeckgroßen Lofts hervorgekrochen gekommen sei. Für seine Arbeit benötige er nur ein Telefon mit iHedge und einen ruhigen Tisch, eine Flasche Muskateller dazu gelegentlich, meist jedoch nicht, an-

geheitertes Handeln führe in der Regel nicht zu optimalen Resultaten, er handele ausschließlich mit vollkommen abstrakten Derivaten, mit Produkten, die nur als Vorstellung existierten, deren Verbindung zur Ebene des Tatsächlichen nicht mehr nachvollziehbar sei, der Handel mit Werten, die sich der Markt nur einbilde, sagte Esteban, habe für ihn eine schöne Folgerichtigkeit.

Er hätte sich mehr Respekt gewünscht, schließlich hatte er sich an seinem Vater orientiert, im Grunde sei auch die Wahl seiner Tätigkeit auf diesen zurückzuführen gewesen, das klandestine System, auf das sein Vater Zugriff hatte, könnte für sein eigenes Konstrukt durchaus eine unbewusste Inspiration gewesen sein. Irgendwo auf einer parallelen Ebene existierte ein Labyrinth aus Stiftungen und Scheinfirmen und Nummernkonten, das sich der Leiter der entsprechenden Abteilung der Londoner Privatbank des Verlegers seines Vaters ausgedacht hatte und das hinter einem Bildschirm auf Anweisungen wartete, in einer durch lange Codes gesicherten körperlosen Leere, in der sich in seiner finsternen Pracht der Reichtum bewegte. Er habe seinen Vater ja keiner Erwerbstätigkeit nachgehen sehen, dennoch habe seine Mutter mittelalterliche marokkanische Spiegel gesammelt, dennoch seien seine Eltern spontan von Palma nach Osaka geflogen, über Madrid mit Japan Airlines in der ersten Klasse, wenn sie mit dem alten Kawabata und dessen neuer Freundin zum Oma-

kase verabredet gewesen waren. In seiner Kindheit sei ihm dieser Bildschirm als magische Pforte erschienen, sagte Esteban, als Portal in eine stille, friedliche, grenzenlose Sphäre.

Er habe seinen Vater seit Jahren nicht mehr gesehen, seit der Trennung seiner Eltern hätte sich seine Interaktion mit ihm auf einmal im Jahr Dinner im Elaine's reduziert, und nicht einmal diese Tradition habe bis heute überlebt, da sein Vater, seit das Plaza geschlossen habe, nicht mehr nach New York reise, und da ja auch das Elaine's mittlerweile Geschichte sei. Immer in der Vorweihnachtszeit habe ihm sein Vater eine E-Mail geschickt, ohne Betreff, ohne Anrede, nur mit Datum und Uhrzeit, und er habe sich dann immer schon am Nachmittag in die Spelunke hineingeduckt, um sich mit Puligny-Montrachet Gleichmut anzutrinken.

Es sei angenehm dort gewesen, sein Blick sei zwischen dem Gold seines Chardonnays und dem Bernstein beleuchteter Bourbonflaschen hin und her geschwebt, zum gerahmten Foto eines mitgenommenen Mailer hinüber, auf dem dieser sich an derselben Bar, an der er selber gerade Platz genommen hatte, am Tresen festzuhalten versucht habe. Das exakt auf den richtigen Punkt gedimmte Kneipenlicht dort habe auf ihn immer einen nachhaltigen Entspannungseffekt ausgeübt, dem auch die Sticheleien der dicken Wirtin keinen Abbruch hätten tun können: Auf ihrem Hocker hinter der alten Kassa am Ende der Bar sitzend habe sie

ihn, wenn sie ihn schließlich bemerkt hatte, immer nur *Sonny* genannt, *hey Sonny*, habe sie geschnarrt, sagte Esteban, *are you waiting for daddy?*

Ich solle nicht missverstehen, es habe ihn gefreut, seinen Vater zu sehen, aber diese Abende seien für ihn immer unangenehm gewesen, es habe kein Gespräch zustande kommen können, da er niemand sei, der Interesse daran habe, über sein Leben Auskunft zu geben, über seine Arbeit gar, über den lächerlichen PR-Soundbite hinaus, den er gerade auch mir gefüttert habe, und da Autoren in Arbeitsphasen, wenn sie nicht über die Bücher sprechen könnten, an denen sie schrieben, nicht viel zu erzählen hätten – nervöse Spaziergänge, unruhiger Schlaf, Sodbrennen, harter, schmerzhafter Stuhlgang et cetera. Nach ein paar Gläsern habe sein Vater mit dem Monologisieren begonnen, auf Autopilot, über irgendwelche Phänomene der Gegenwart, um die Distanz zwischen ihnen unter den Tisch zu kehren, die verschwiegenen Konflikte, nicht zuletzt auch die Existenz des Buches, an dem sein Vater seit über einem Jahrzehnt arbeitete, auf dem Roman stehen, obwohl es sich wieder mal um eine Art Autobiografie handeln werde, wie ihm der Alte im Elaine's verraten hatte, in einem unvorsichtigen Augenblick der Selbstzufriedenheit. An diesen Abenden sei er nicht handlungsfähig gewesen, ihm sei nichts übrig geblieben, als seinen Vater wortlos zu beobachten, als zu versuchen, sich durch dessen Augen zu sehen, sagte Esteban, und sich

auszumalen, wie in der Autobiografie seines Vaters die Karikatur des Sohnes gezeichnet sein würde.

Er könne mir durchaus einen Termin mit »Thomas Bernhard« machen, nur deswegen habe er doch heute die Ehre, ich solle nach Palma fliegen, ich solle mich in Deià in das Hotel La Residencia einmieten, sagte Esteban, während aus tiefen Augenhöhlen der Alte Meister auf uns herabblickte, und dort auf weitere Instruktionen warten.